

Der Bahnhofsbub

von

Klaus Scholz

Zweiter Teil

Die „Schroddelzeit“

Die ersten Jahre nach dem Krieg vor der Währungsreform nannten die Rheingauer die „Schroddelzeit“. Schroddeln bedeutete soviel wie handeln, tauschen und schachern auf dem „Schwarzen Markt“. Jeder, der etwas zu tauschen oder anzubieten hatte, war gut dran. Denn mit den Lebensmittelkarten konnte man kaum die hungrigen Mäuler stopfen.

Immerhin gab es aus amerikanischen Spenden so genannte „Schulspeisung“ und für Bedürftige manchmal ein Carepaket. Einmal ergatterten wir ein solches Paket. Ich erinnere mich, das war wie Weihnachten. Da lagen nie zuvor gesehene Leckereien wie Büchsen mit Corned Beef, Hartkäse, Kakao und Schokolade drin.

Ich sah damals viele Leute mit Rucksäcken auf dem Bahnhof, die Tauschgeschäfte machen wollten. Aus einem Rucksack schaute sogar einmal der Kopf einer lebenden Gans hervor.

Ein König, wer zu dieser Zeit Ami-Zigaretten in die Finger bekam. Lucky Strike oder Pall Mall wurden zu einer Art Ersatzwährung. Aber Flaschenwein war auch nicht schlecht, konnte man gut gegen Lebensmittel und andere Dinge eintauschen.

Wer einen Garten hatte, baute neben Kartoffeln und Gemüse auch Tabak an. Ob der im heimischen Klima gut gedieh, ist zwar zweifelhaft, aber egal, man hatte etwas zu rauchen. Als starker Raucher wäre Vater bestimmt auch Tabakpflanzer geworden, aber einen Garten hatten wir zu dem Zeitpunkt noch nicht.

An Ami-Zigaretten war schlecht heran zukommen, bei Wein hatte er schon bessere Karten. Als Chef der Güterhalle pflegte er nämlich gute Kontakte zu den Winzern der Umgebung, die auf die Bahn angewiesen waren.

Außerdem war Papa ein geselliger Mensch, der selbst gern einen guten Schluck Rheingauer Riesling trank. So wurde Lademeister Scholz bald viel bekannter als sein Chef der Bahnhofsvorsteher und bei uns daheim war immer reichlich Wein vorhanden. Wenn mich jemand nach meinem Namen fragte, musste ich zu Scholz nur das Wort Bahnhof hinzufügen, die Kombination war bestens bekannt.

Aber in dieser miesen Zeit, wo viele Leute hungerten, hatte Vater auch Ideen, die zwar nicht ganz legal, aber recht wirksam waren.

Besonderer Mangel herrschte an Speiseöl und Fetten. Als eines Tages ein Fass Speiseöl aus einem Waggon in die Güterhalle ausgeladen wurde, handelte Ernst blitzschnell und informierte einige Kollegen. Die kamen mit allerlei Gefäßen wie Töpfen und Milchkannen herbeigeeilt. Das Fass wurde angezapft und einige Liter unter die Kollegen brüderlich aufgeteilt. Später meldete er dann offiziell, das Fass sei beim Verladen unglücklicherweise über eine Rampe gerutscht und leckgeschlagen. Mutti Cilly freute sich sehr über den unerwarteten Segen in der Küche.

Sein Erfindungsreichtum sorgte auch immer für ausreichend Kohle zum Heizen. Ein paar Flaschen Wein wirkten oft Wunder, und beim Ausladen der Kohlewaggons zweigten die Arbeiter einen Sack für den lieben Ernst ab. Und wenn auf diese Art nichts zu holen war, bettelte er einfach den Heizer einer gerade im Bahnhof haltenden Lokomotive an. Die meisten Heizer und Lok-Führer waren so freundlich und warfen dem Kollegen ein paar Brocken Steinkohle vom Tender herunter. Die Brocken mussten wir nur mit dem Hammer klein schlagen, damit sie in den Herd passten.

Einmal dachte ich, Brennmaterial sei doch viel leichter zu beschaffen und klaute Koks aus dem amtlichen Bahnhofbestand. Das war aber keine gute Idee, denn als ich im heimischen Herd die Koks-Stücke auf die noch glühenden Kohlen legte, entwickelte sich eine derartige Hitze, dass der Küchenherd zu zerspringen drohte. Zum Glück waren die Eltern gerade nicht da.

Aber trotz Vaters guter Ideen war oft Ebbe im Küchenschrank und ich hatte im Sommer nicht viel im „Kühltopf“ in den Keller zu tragen.

US-Manöver im Rheingau

Einige Jahre nach dem Krieg zeigten die amerikanischen Truppen ihre Präsenz bei Manövern. Große Kolonnen von Militärfahrzeugen bewegten sich dann durch die engen Straßen im Rheingau.

Richtig spannend wie im Kino wurde es, wenn in der Mittelheimer Bucht große, flache Landungsboote der Flusspioniere aus Wiesbaden-Schierstein anlegten. Die Amis hatten sich unseren Ort bestimmt ausgesucht, weil die breiten Wiesen so viel Platz boten. Von diesen Booten rollten gepanzerte Fahrzeuge und sogar richtige Panzer auf das Rheinufer und die angrenzenden Wiesen. Wir Kinder bestaunten die Schiffe und Panzerkolosse und liefen zu den US-Soldaten und bettelten um Kaugummis. Das erste englische Wort, dass ich lernte war „chewing gum“. Die meisten GIs waren gutmütig und gaben uns welche oder auch Schokolade.

Dann fuhren die Kolonnen über Oestrich in Richtung Wiesbaden zurück.

In Oestrich am Gasthof „Grüner Baum“ wurde die an sich schon enge Bundesstraße zum Nadelöhr. Da kamen schwere Lkws kaum durch. Und so kam es wie es kommen musste, ein schwerer US-Panzer fuhr in ein altes Fachwerkhaus hin-

ein. Als ich die Meldung im Radio hörte, bin ich neugierig hingelaufen. Und tatsächlich, die eine Hauswand wies ein riesiges Loch auf und man konnte direkt in die Wohnung schauen.

Die Leute in dem Haus müssen fast in Ohnmacht gefallen sein, als plötzlich die Wand umfiel und eine Panzerkanone ins Wohnzimmer ragte. Vielleicht dachten sie auch im ersten Schreck, der Krieg wäre wieder ausgebrochen.

Feste, Feiern, Sonderzüge

Nach der Währungsreform 1948 ging es aufwärts und man konnte endlich auch wieder Feste mit „Weck, Worscht un Woi“ feiern.

Die Winzer und Weingutsbesitzer freuten sich über die steigende Nachfrage und die hiesigen Gastwirte organisierten Feste mit Musik und Tanz. Nach den mageren Kriegsjahren waren die Leute regelrecht ausgehungert nach Vergnügungen.

Weil noch kaum eigene Autos vorhanden, kamen die Fremden in Scharen aus dem Rhein-Main- und sogar dem fernen Ruhrgebiet mit Bussen und der Bahn in den Rheingau. Für die Züge war der Bahnhof Oestrich-Winkel mit seinen Nebengleisen und Rampen der ideale Anlaufpunkt.

Den besten Umsatz mit den Fremden machte damals der dicke Wirt Niko Ruthmann, denn sein Gasthof mit großem Saal und den Rheinterrassen lag besonders günstig direkt an der Hauptstraße und genau gegenüber dem Bahnhof. Der Vater meiner Schulkameradin Marlies nutzte clever die Gunst der Stunde und organisierte dauernd irgendwelche Feste.

Fast jede Woche standen große Busse vor dem Haus, die ausgelassene Fremde nach Mittelheim brachten. Aber auch devisenstarke amerikanische Soldaten aus Wiesbaden kamen mit ihren großen Amischlitten auf der Suche nach „Frauleins“. Noch nicht bei allen Deutschen hatte das Wirtschaftswunder begonnen. Wenn die Amis ihre Zigaretten nur anrauchten und lässig wegwarfen, war gleich einer zur Stelle und sammelte die Kippen auf.

Richtig turbulent ging es zu, wenn im Sommer ein Sonderzug Hunderte von Menschen gleichzeitig ins kleine Mittelheim schwemmte. Da bezog ich immer meinen Fensterposten oben im Bahnhof und hatte spannende Unterhaltung wie im Kino. Die Vergnügungssüchtigen stiegen im Nebengleis mit großem Hallo aus und gingen meist schnurstracks zu Fuß zum nahen Gasthof Ruthmann. Von dort schallte dann bis in die Nacht laute Musik zu mir herüber und ich hörte sie andauernd Stimmungslieder wie „Heute blau und morgen blau und übermorgen wieder...“ singen. Irgendwann schlief ich ein und erwachte meist erst wieder, wenn die ganze Meute, noch lauter singend und mehr oder weniger schwankend wieder zurück zum Zug marschierte.

Manchmal konnte ich mir die Fremden sogar aus allernächster Nähe anschauen.

Papa schickte mich nämlich zuweilen mit einem Glaskrug über die Straße zu Ruthmann. Den Krug sollte ich mit Bier vom Fass füllen lassen. Unter dem Gelächter und Kommentaren wie: „Na du fängst ja früh an“ oder „Trink bloß nicht alles aus, dein Vater will auch noch was!“ der angeheiterten Gäste zog ich dann mit dem vollen Krug wieder ab. Draußen auf der Straße nahm ich dann einen kräftigen Schluck und sagte zu Papa, der Wirt hätte schlecht eingeschenkt. Niko Ruthmann erzählte später einmal, manchen „Weinkennern“ aus dem Ruhrgebiet sei der trockene Rieslingwein zu sauer gewesen. Die hätten tatsächlich „o Graus“ Zucker in ihr Weinglas gerührt. Ihr Kater muss fürchterlich gewesen sein.

Aber nicht nur die Fremden feierten, auch die Mittelheimer.

Für uns Kinder sehr beeindruckend war immer die Sankt Martins-Feier am 11. November. Da fand zuerst ein Umzug des heiligen Martin, hoch zu Ross mit Gefolge durch die Mittelheimer Hauptstraße und die Schulstraße hinunter zur Basilika statt. Hinter den Reitern folgte eine große Kinderschar mit selbst gebastelten Laternen. Vor der Basilika wurde an einem großen Holzstoß das Martinsfeuer angezündet. Während das Feuer hell aufloderte, hielt der heilige Martin eine kurze Ansprache und verteilte kleine Gaben, wie Äpfel, Nüsse und Plätzchen, an die Kinder. Für die um das große Feuer herumstehenden Erwachsenen gab es auch einen Höhepunkt, nämlich die Verlosung einer St. Martins-Gans bzw. eines Ferkels.

Eine kleinere Feier im familiären Rahmen habe ich noch in lebhafter Erinnerung.

Wir waren bei Papas Freund Karl Christmann und seiner Familie zu Silvester eingeladen. Die Christmanns wohnten gleich schräg gegenüber dem Bahnhof neben dem Anwesen Ruthmann in einem alten, spitzgiebeligen Haus mit Erkern.

Um Mitternacht waren alle Erwachsenen schon in guter Stimmung.

Ich auch, denn ich durfte aufbleiben, um dem Feuerwerk zuzusehen. Selbst in diesen schlechten Zeiten gaben die Leute Geld für Raketen und Knaller aus. Frau Christmann öffnete die Fenster und alle schauten der bunten Farbenpracht zu. Plötzlich sahen wir mit Entsetzen, wie eine Rakete genau gegenüber in das versehentlich offen gelassene Küchenfenster unserer Wohnung hinein flog. Obwohl schon angeheitert, sprang Papa auf und sauste wie der Blitz die Treppe hinunter in Richtung zu unserer Wohnung. Ich hatte ihn noch nie zuvor so schnell laufen sehen! Und das war auch notwendig, denn er kam gerade in die Küche, als schon ein Vorhang brannte und konnte löschen, ehe schlimmeres passierte.

Zum Glück hatten wir den „Raketenüberfall“ so frühzeitig bemerkt, sonst wäre vielleicht unsere Wohnung oder gar der ganze Bahnhof abgebrannt!

Spielplatz Rheinufer

Der Fluss erreicht zwischen Mittelheim und Ingelheim-Freiweinheim seine größte Breite von ca. 1000m. Aufgrund der ziemlichen Entfernung konnte man vom gegenüber liegenden Ort nicht viel erkennen, gerade mal den Kirchturm und unscharf einige Häuser. Auch sonst trennten uns Welten. Denn wir gehörten zum Bundesland Hessen und die drüben zu Rheinland Pfalz. Und direkt nach dem Krieg gehörten wir zur amerikanischen Zone und die Freiweinheimer bzw. Ingelheimer zur französischen Zone.

Die schon erwähnte kleine Personenfähre verband die beiden Orte, aber großer Andrang herrschte anfangs der fünfziger Jahre nicht. Ich selbst war höchstens drei- oder viermal in meiner ganzen Kindheit auf der anderen Rheinseite, davon einmal zu Fuß übers Eis.

Haupttreffpunkt für Jung und Alt war das Mittelheimer „Tempelchen“ am Rheinufer, ein kleiner Rundbau aus Säulen mit spitzem Giebeldach, der etwas erhöht auf einem Plateau stand. Nur wenige Schritte entfernt lag die Anlegebrücke der Personenfähre nach Freiweinheim, unser „Beckelchen“.

Einen Fußballverein gab es in Mittelheim nicht. Wir Buben spielten aber auf einem Bolzplatz auf der Rheinwiese vor dem Anwesen Mühlhens. Als großer Fußballer habe ich mich aber nicht hervorgetan.

Ein sandiger, von Platanen gesäumter Uferweg, der „Leinpfad“ führte nach Oestrich zu einem meiner Lieblingsplätze am „Alten Kran“.

Von hier aus konnte man aus großer Nähe die vielen Schiffe beobachten, was ja in der Mittelheimer Bucht nicht möglich war. Mit der Zeit konnte ich die Nationalflaggen am Heck auseinander halten. Da kamen Kohlefrachter aus Deutschland und der Schweiz, Tankschiffe aus den Niederlanden und Belgien oder Autofrachter aus Frankreich vorbei. Die meisten waren Motorschiffe mit eigenem Dieselmotor am Heck. Aber es gab auch unmotorisierte Lastkähne, die von Schleppern gezogen wurden. Ein Schlepper zog manchmal sechs oder sieben Kähne an langen Stahltrossen hinterher. Wenn Schiffe schwer beladen waren, ragte nur wenig von der Bordwand aus dem Wasser heraus, während leere Schiffe hoch aufragend schnell vorbei eilten. Ganz besonders hatte es mir die Flotte der schmucken weißen Personenschiffe der „Köln-Düsseldorfer-Dampfschiffahrtsgesellschaft“ angetan. In Oestrich – unweit vom alten Kran - gab es eine Anlegestelle der „Köln-Düsseldorfer“ und ich konnte die Prachtexemplare aus der Nähe bewundern. Da fuhren noch alte Schaufelraddampfer wie die „Vaterland“ oder die Goethe“, die noch Kohledampfkessel eingebaut hatten, aber auch schlanke Diesel-Neubauten wie die „Koblenz“ oder „Rüdesheim“, die den Schornstein am Heck hatten.

Vom Oestricher Kran flussabwärts teilen künstlich aufgeschüttete, lange, schmale Inseln – wir nannten sie Krippen - den breiten Strom in zwei Hälften. Diese künstlichen Flussteiler sind mit Bäumen bepflanzt und bei Hochwasser schauen oft nur die Bäume aus dem Wasser. Vor Winkel liegt dagegen eine echte Insel, die „Sandschwell“. Ab Oestrich liegt die Hauptfahrrinne für Schiffe auf der gegenüberliegenden Rheinseite. Auf unserer Mittelheimer und Winkeler Seite fließt der Fluss in einer Bucht ruhiger.

Der Rhein trat fast jährlich über die Ufer und die Uferwege und dahinter liegenden Wiesen waren häufig überschwemmt und für Fußgänger und Radfahrer unpassierbar. Das erhöht stehende Tempelchen wurde dann zur Insel.

Einmal führte der Rhein sogar mitten im Sommer Hochwasser. Da kletterten wir Buben auf die im Wasser stehenden, relativ niedrigen Platanen und sprangen von dort aus ins Wasser.

Damals war Umweltschutz noch unbekannt und alle Abwässer flossen ziemlich ungehindert in den Rhein. Entsprechend schlecht war die Wasserqualität. Zum Teil wurde sogar das Trinkwasser für die Haushalte aus dem Rheinwasser gewonnen. Das wurde zwar gefiltert und mit Chlor angereichert, aber oft kam eine eklige, braune Brühe daheim aus dem Wasserhahn. Wir Mittelheimer Buben waren hart gesotten und badeten trotzdem im Fluss.

Aber an manchen Tagen grauste sogar uns. Da kamen zum Beispiel dicke Schaumschichten aus irgendwelchen Chemikalien, große Öllachen oder riesige Mengen toter Fische vorbei getrieben. Ich erinnere mich, an einem Tag kamen nur tote Aale vorbei. Die Angler und Berufsfischer hatten nichts zu lachen.

Trotz der schlechten Wasserqualität haben wir Buben auch illegal ohne Angelschein gefischt. Ich schnitt mir mit dem Taschenmesser einen Weidenstock als Angelrute zurecht. Dazu gab es für wenig Geld Perlonschnüre, Angelhaken, Schwimmer und kleine Bleikügelchen als Ballast zu kaufen. Fertig war die einfache Angel. Als Fischfutter sammelte ich Regenwürmer in einer Blechdose. Ab und zu hatte ich Erfolg und zog einen Fisch heraus. Ohne Angelschein und entsprechende Ausbildung hatte ich gar keine Ahnung über die Fischarten und wusste gar nicht, was ich da an Land gezogen hatte.

Die Angelei wurde mir aber bald langweilig und vor allem fand ich keinen Abnehmer für meinen Fang. Mutti weigerte sich nämlich, die Fische „aus dem Dreckwasser“ – wie sie sagte – zur Bereicherung unserer Speisekarte anzunehmen.

Erst viele Jahre später gingen die Behörden energisch gegen die Rheinverschmutzung vor und schafften tatsächlich eine deutlichere Verbesserung der Wasserqualität.

Bei der Weinlese

Mit dem Winzer Johann Strohschnitter in der Kirchgasse war Vater gut bekannt und saß oft in dessen „Altdeutscher Weinstube“ zu einem guten halben Schoppen. Ich kannte die Familie auch, besonders Johanns blonde Töchter Edda und Elke, die mit mir zur Schule gingen. Edda war genau mein Jahrgang, Elke ein Jahr älter. So ergab es sich, dass ich - anfangs noch mit Mutti, später allein - im Herbst bei der Weinlese mithalf. Das war immer auch eine gute Gelegenheit, ein paar Mark zu verdienen. In den fünfziger Jahren war 5 Mark pro Tag der übliche Tarif für Kinder und Jugendliche. Dazu gab es bei Strohschnitters in der Mittagspause noch ein warmes Mittagessen, meist Eintopf mit Würstchen. Für mich war die Weinlese immer eine tolle Sache, obwohl es echte Arbeit und nicht nur Spaß bedeutete. An den Traktor wurde ein Wagen angehängt. Mitten darauf stand ein großes offenes Holzfass - die Bütt - für die Weintrauben. Die Schar der Erntehelfer setzte sich dann auf Holzbänke oder über Holzböcke gelegte Bretter daneben auf den Wagen. Dann fuhr Johann los in die verschiedenen Wingerte und Weinlagen, wie z.B. den berühmten „Mittelheimer Edelmann“. Bewaffnet mit einem kleinen Holz- oder Zinkbüttchen mit Henkeln und der Traubenschere gingen wir gebückt durch die Wingertzeilen, schnitten die reifen Trauben ab und legten sie ins Büttchen. Wenn diese voll waren, kam der „Buttenträger“, ein möglichst kräftiger Mann mit einer Kiepe auf dem Buckel und sammelte den Inhalt der Büttchen ein. Der Träger ging dann die Wingertzeilen zurück zum Wagen, stieg eine kleine Leiter hinauf und kippte seine volle Butt mit Trauben über die Schulter in die große Bütt. Das war gar nicht so einfach. Als ich älter und stärker war, hab ich es selbst einmal probiert und bin beinahe mitsamt der „Butt“ in das Traubenfass gefallen.

In der Mittagspause hockten alle um ein kleines Lagerfeuer und löffelten den Eintopf. Man wärmte sich mit heißem Tee auf und wer von den Erwachsenen mochte, bekam auch einen Schluck Wein aus der „Haustrunkflasche“.

Am späten Nachmittag, wenn die Bütt voll war, ging es wieder zurück in die Kirchgasse und wir Leser gingen mit müden Beinen nach Hause.

Aber für den Winzer mit seiner Familie ging die Arbeit weiter. Jetzt wurden die Trauben aus der Bütt erst mal in einer Traubenmühle zerkleinert und dann in die große Weinpresse, die Kelter umgeladen.

Bis zum edlen Tropfen im Fass war noch ein langer Weg.

Karneval und erste Blicke auf Mädchen

Auf die närrische „fünfte“ Jahreszeit freute ich mich wie alle, die am Rhein wohnen. In der Nähe der Karnevals-Hochburg Mainz wollte Mittelheim nicht zurückstehen und hatte sogar einen Verein gleichen Namens wie der große

Mainzer Carneval-Verein nach dem Krieg gegründet. Die Abkürzung MCV steht also auch für Mittelheimer Carneval-Verein.

Man veranstaltete jedes Jahr auch große Kindermaskenbälle im Saalbau „Zur Bohnesupp“. Eine besondere Attraktion war die Rutschbahn auf der Treppe vom Saal hinunter in den Hof. Rutschen machte aber nicht nur uns Kindern Spaß, sondern auch den Erwachsenen, die bei ihren Bällen und Kappensitzungen zu später Stunde angeheitert auf dem Hosenboden hinuntersausten.

Für teure Kostüme war bei uns kein Geld da. Aber einen Cowboy oder Trapper konnte Mutti leicht aus mir machen. Sie nähte einfach Fransen an ein kariertes Hemd und an die langen Hosen. Dazu ein breitrempiger Hut und an den Hosengürtel einen Spielzeugrevolver mit Tasche, fertig. Hauptsache ich hatte genügend Munition aus Streifen oder Röllchen mit Pulverplättchen und konnte herumballern.

Die Mädchen gingen meist als Prinzessin und sahen zum Teil so hübsch aus, dass mir das als 11 oder 12-Jährigem direkt auffiel.

Vorher hatte ich Mädchen kaum beachtet. Die waren mir in der Volks- bzw. Grundschule eher unangenehm als „Petzliesen“ aufgefallen. (Herr Lehrer ich weiß was...).

Plötzlich aber sah ich die Mädchen mit anderen Augen und in der lockeren Atmosphäre der Fastnachtszeit kam man sich etwas näher. Aber nicht nur beim großen Kinderball in der Bohnesupp. Mehr noch in den gemütlichen kleineren Gaststuben der Gasthöfe Berg oder Distelfink. Dort kamen die verkleideten Kinder und Jugendlichen nachmittags zu Spielen zusammen. Besonders die Gaststube Berg war mit Möbelstücken ausgestattet wie ein Wohnzimmer aus alten Zeiten. Bei Pfänderspielen saßen wir mit erhitzten Gesichtern auf dem alten Kanapee, hielten Händchen oder drückten einem Mädchen ganz verwegen schon mal ein Küsschen auf.

Die alte Oma Berg lebte damals noch. Sie saß hinter der Theke und machte trotz des Trubels und der Musik zufrieden ein Nickerchen. Wir Frechlinge nutzten das aus und schenken uns selbst die Getränke zum Nulltarif in die Gläser.

Bubenstreiche

Die „Urzelle“ unserer Bande bestand ja schon seit der Zeit in der Villa Rheinland.

Inzwischen waren wir vielleicht 10 oder 11 Jahre alt geworden.

Unumschränkter Bandenhauptling war immer noch Walter Steinbach. Bei mir hat es nur zu seinem „Vize“ gereicht. Walter war einfach größer und stärker und vor allem kompromissloser als ich. Meine Stärken lagen woanders. Ich war drahtig und flink und hatte viel Fantasie. So wurde ich oft der Ideenlieferant für allerlei Streiche. Da wir beide uns gut ergänzten, hielt die Freundschaft über viele Jahre hinweg.

Walters Mutter war inzwischen Witwe geworden und seine beiden älteren Geschwister aus dem Haus gezogen. So lebte er mit ihr allein in der Obergasse. Obgleich die Mutter nicht begütert war, hatte ihr Sohn immer den neuesten Schnickschnack wie Plastikgewehre oder Micky Maus-Hefte und beeindruckte uns damit.

Auf den Rheinwiesen zwischen Mittelheim und Oestrich gab es einen Abschnitt mit vielen Sträuchern und Büschen. Zusätzlich wucherte noch eine Menge hohes Gras und allerlei Unkraut. In unserer Fantasie kam dieser Wildwuchs einem undurchdringlichen Dschungel gleich. Wir wühlten uns Gänge in diesen Dschungel und bauten primitive Hütten darin.

Nach dem Bau der neuen Umgehungsstraße von Rüdesheim bis Eltville blieb von unserem Dschungelparadies Rheinwiesen leider nicht mehr viel übrig.

Eine Bande musste nach unserer Meinung auch richtig bewaffnet sein. Nicht nur mit Spielzeugpistolen. Echte Schusswaffen waren nicht zu beschaffen und so wollten wir uns wenigstens echte Dolche oder Fahrtenmesser an die Gürtel hängen.

Die kosteten aber einiges Geld und so war guter Rat teuer. Schließlich wurde im Bandenrat beschlossen, Flaschen und Altmetall zu sammeln und zu Geld zu machen. Leere Weinflaschen waren damals knapp bei den Winzern und die freuten sich und zahlten, wenn wir welche anschleppten. Als keine mehr an Land zu finden waren, suchten wir am Rheinufer und sogar im seichten Wasser. Die verschlammten Flaschen wurden gesäubert. Später sah keiner mehr, dass die im Rhein gelegen hatten.

Mehr Geld gab es beim Schrotthändler für Alteisen und Buntmetalle.

Kein Stück Kabel oder Kupferdraht war vor uns sicher. Wir ließen alles mitgehen, was nicht niet- und nagelfest war

Zu meiner Schande muss ich gestehen, auch die Idee gehabt zu haben, in eine Baubude der Bahnarbeiter einzusteigen. Darin hingen vor allem ihre Arbeitsklamotten an Haken herum. Als wir die Jacken- und Hosentaschen durchsuchten, fanden wir Zigaretten und sogar etwas Kleingeld.

Nach diesen kriminellen Taten reichte das Geld in der „Kriegskasse“ schon, um ein paar Fahrtenmesser zu kaufen. Dann wurde eine „größere Aktion“ beschlossen.

Die Jungenbande machte sich auf den Weg zur „Korns Mühle“, einer beliebten Waldgaststätte außerhalb vom Ort. Ich erinnere mich nicht mehr an alle Teilnehmer, aber zumindest Walter Steinbach, Peter Kunath, der lange Wolfgang Löhr, sowie Kurt Lindemann und ich waren dabei.

Es war schönes Wetter und viele Gäste saßen an Tischen im Freien vor dem Gasthaus. Wir marschierten auf eine steile Anhöhe über dem Lokal und überlegten, wie wir die Leute da unten ärgern könnten. Da kam uns die Idee, große Feldsteine herunter zu rollen um die Gäste ein bisschen aufzuscheuchen. Gesagt,

getan. Aber die herunter gestoßenen Steine lösten eine regelrechte Stein- und Geröll-Lawine aus, die mit Getöse auf ein Bienenhaus krachte und ein Loch hineinschlug. Die „Aktion“ nahm größere Formen an als geplant.

Aus unserer Sicht war es ein „durchschlagender Erfolg“, als wir beobachteten, wie die Bienen aus dem Loch in ihrem Haus ausschwärmten und sich auf die unschuldigen Gäste stürzten.

Wir standen auf der Anhöhe lachten und sahen zu, wie die Leute um sich schlugen, um die Bienen abzuwehren und dabei unfreiwillige Indianertänze aufführten.

Bisher hatte uns noch niemand entdeckt. Durch unser Lachen wurden jedoch einige Männer aufmerksam und machten sich an die Verfolgung der Übeltäter. Wir rannten zwar wie die Wiesel. Aber einige gut trainierte, jüngere Männer holten uns Lausebengels ein und verprügelten uns.

Das Ganze hatte noch ein Nachspiel.

Der verärgerte Gastwirt von Korn's Mühle hatte unseren böartigen Streich dem Dorfpolizisten und dem Bürgermeister gemeldet. Die Eltern wurden verwahrt und mussten die Kosten für die Reparatur des Bienenhauses übernehmen. Die Rädelsführer Walter und ich mussten beim Bürgermeister von Stosch antreten. Der las uns gewaltig die Leviten und wir schlichen ganz kleinlaut aus dem Rathaus. Das Donnerwetter auch von Papa reichte für eine ganze Weile, um mich „ruhig zu stellen“.

Ganz brav wurden wir aber doch nicht.

Mit 12 rauchte ich schon recht häufig. Geld für Zigaretten war nicht vorhanden. Das bisschen Taschengeld investierte ich lieber in Kino-Besuche. Aber um „männlich“ zu wirken musste einfach gequalmt werden.

In der Öffentlichkeit ging das damals noch nicht, denn selbst fremde Erwachsene mischten sich ein und schimpften. Also sammelten meine Kumpels und ich Kippen und rauchten diesen elenden Dreck in der Pfeife, aber auch nur heimlich. Einmal hatten wir uns zum Rauchen in ein so genanntes Bremserhäuschen in einen Güterwagen auf dem Abstellgleis gesetzt.

In der engen Bude war eine große Handkurbel zum Abbremsen des Wagens und ein Sitzbrett für den Zugbegleiter und Bremser.

Anscheinend kam solch ein Qualm aus dem Häuschen, dass ein Eisenbahner dachte, die Bremsen des Güterwaggons seien heißgelaufen und kam gerannt um zu löschen.

Ab und zu legten wir unser Geld zusammen und kauften eine kleine Sechser-Packung Zigaretten im Bahnhofskiosk. Herrn Reith sagte ich, die hole ich für Papa und musste genau dessen Marken „Eckstein“ oder „Salem-Nr 6“ (beide stark und ohne Filter) nehmen, damit es nicht auffiel.

Später machte mir der ahnungslose Papa das „Organisieren“ der Zigaretten sehr leicht. Wie beim Lebensmittelkaufmann, bekam er auch am Kiosk Kredit und zahlte am Monatsende. Wenn er nichts mehr zu rauchen hatte, schickte er mich

oft hinunter zum Kiosk und ließ mich Nachschub holen. So konnte ich leicht mal eine Schachtel für mich selbst abzweigen, ohne dass Papa es merkte.

Aber leere Zigarettenschachteln waren auch sonst begehrt. Die Deckblätter der Schachteln sammelten wir nämlich und tauschten sie meist im großen Bahnhofs-Wartesaal. Dabei hatten seltene, ausländische Marken höheren Wert. Zum Beispiel eine Pall Mall oder Lucky Strike gegen 5 Mokri oder so ähnlich. Auf diese Weise kam es zu einem schönen Nebeneffekt. Achtlos weggeworfene Schachteln wurden aufgehoben und entsorgt.

Unbewusst pflegten wir schon in den Fünfzigern eine Art von Umweltschutz!

Mutproben

Als Junge von 12 oder 13 Jahren konnte man alles Mögliche sein, bloß kein Feigling.

Um Mut zu zeigen, kletterten wir auf besonders hohe Bäume oder Laternen-Gittermasten hinauf.

Der Rhein bot besonders viel Gelegenheiten für Mutproben.

Wenn Walter im Sommer sagte: „Schwimmste mit uff die Kripp?“, war ich natürlich dabei. Inzwischen waren wir recht gute Schwimmer und kannten unseren Flussabschnitt mit seinen Strömungsverhältnissen je nach Wasserstand genau. Bei uns in der Bucht floss der Rhein ruhiger, aber zur Mitte zu wurde die Strömung immer stärker. Man musste schräg gegen die Strömung anhalten, wurde aber trotzdem ziemlich abgetrieben. Auf den Steinen der künstlichen „Kripp“ ruhten wir uns etwas aus und schauten dem regen Schiffsverkehr auf der anderen Flusshälfte zu. Der Rückweg war schwieriger. Um auch am Mittelheimer „Beckelchen“ und nicht abgetrieben erst in Winkel ans Ufer zu gelangen, liefen wir stromaufwärts bis zur Spitze der künstlichen Insel und stürzten uns dort ins Wasser. Der Trick bestand darin, die Strudel des von der anderen Flusshälfte schnell herein schießenden Wassers möglichst rasch zu durchschwimmen, um nicht zu weit abzutreiben. Das anschließende Stück bis zum Mittelheimer Uferbereich war dann kein Problem mehr. Auch dieses Kunststück wurde zur Routine.

Aber nicht für Freund Armin. Der konnte nämlich nicht schwimmen, wollte aber allzu gerne auch einmal zur Kripp oder zur Sandschwell hinüber. Walter und ich hatten dann die Idee, ihn in einen aufgepumpten Autoreifen-Schlauch zu setzen und schwimmend den Schlauch mitsamt Armin zur Sandschwell zu bugsieren. Hinüber klappte es auch ganz gut und Freund Armin war ganz selig, endlich auch mal auf der Sandschwell stehen zu können. Als wir mit unserem „Konvoi“ aber wieder zum Winkeler Ufer zurück wollten, stellten wir mit Entsetzen fest, die Luft war aus dem Reifen entwichen! Offenbar war das Ventil kaputt. „Um Gottes Willen, wie komme ich denn zurück?“ fragte Armin schon recht ängst-

lich. Walter behielt die Ruhe, schwamm hinüber nach Winkel und wollte Hilfe holen. Ich blieb zur Betreuung bei Armin zurück und hielt ihn bei Laune. Es dauerte eine ganze Weile, bis tatsächlich Hilfe kam. Walter hatte inzwischen in der Obergasse den Besitzer eines Nachens (Ruderboot) gebeten, ihm das Boot zu einer Rettungsaktion auszuleihen. Und so konnten wir den guten Armin schließlich wieder heil in Sicherheit bringen.

Armin blieb nicht sehr lange in Mittelheim und ich verlor ihn später ganz aus den Augen. Erst Jahrzehnte später erfuhr ich, dass der Fluss schließlich doch sein Schicksal geworden ist und er im Alter von nur 44 Jahren auf dem Rhein tödlich verunglückt ist.

Recht aufregend war das Schwimmen auf der anderen, sehr schnell fließenden Flussseite, in der Schifffahrtsrinne.

Dazu gingen wir zu Fuß am Uferweg ins nahe Oestrich, stiegen an der Kaimauer des alten Krans auf einer Eisenleiter hinunter und sprangen direkt neben den vorbeifahrenden Fracht- und Personenschiffen in den dort schnell fließenden Rhein. Das war ein irres Gefühl, von der starken Strömung davongetragen zu werden. Ich musste nur wenig tun und sauste so dahin. Jetzt hieß es nur, so zu steuern, dass man eng an der Außenseite der Krippen blieb, um nicht zwischen die Schiffe zu geraten. Besonders gefährlich und tückisch waren die Schleppzüge, wo Motorschlepper an Stahlrossen mehrere Schleppkähne hinter sich herzogen. Die Stahlrossen hingen oft im Wasser durch und man sah sie nicht. Einmal beobachtete ich mit Schrecken, wie ein Paddelbootfahrer über ein sich plötzlich straffendes Stahlseil geriet und hoch in die Luft geschleudert wurde.

Ältere Buben erzählten mir, auf welche ungewöhnliche Art sie kurz nach dem Krieg Kohlen geklaut hätten. Sie seien in der Fahrinne an die tief im Wasser liegenden Schleppkähne heran geschwommen, an Bord geklettert und hätten dann schnell Kohlebrocken über Bord geworfen. Ehe die verblüfften Schiffer reagieren konnten, seien sie dann wieder in den Rhein gesprungen und andere Helfer hätten die schwimmenden Brocken aufgefischt und in kleinen Booten an Land gerudert. Manchmal seien sie aber vorzeitig entdeckt worden und brutale Rheinschiffer hätten mit Knüppeln auf ihre Hände eingeschlagen, damit sie die Bordwand wieder losließen.

Das war „vor meiner Zeit“, aber ich glaube, es war für tollkühne Schwimmer durchaus machbar.

Vor der Winkeler Sandschwell lag oft ein großer Schwimmbagger vor Anker und baggerte mit seinen Schaufeln Sand aus dem Fluss in einen danebenliegenden Lastkahn. Am Wochenende, wenn der Baggerbetrieb ruhte, schwammen wir Buben hinüber und „enterten“ das Schiff. Da bot sich die Gelegenheit für eine besondere Mutprobe. Nämlich den 6-7m hohen eisernen Turm mit den Schaufeln hinauf zu klettern und von dort oben ins Wasser zu springen. Feige wollte ich natürlich nicht sein und kletterte mit klopfendem Herzen auf den höchsten Punkt hinauf.

In der Höhe verließ mich jedoch der Mut. Als ich wieder hinunterklettern wollte, rutschte ich kurz ab und wäre ums Haar auf die stählernen Schaufeln gefallen. Ich überlegte, wo das größere Risiko bestand, und entschied mich, lieber ins Wasser zu springen als auf den Stahlplatten eventuell die Knochen zu brechen. Ich war mutig aber nicht lebensmüde und rief meinen Freunden zu, sie sollten unten vom Schiff ins Wasser springen und testen, wie tief der Rhein neben dem Bagger sei und eventuelle Steinbrocken wegräumen. Während die Kumpel den leider nicht sehr tiefen Boden absuchten, saß ich oben auf dem Baggerturm und zitterte vor Angst und auch vor Kälte am ganzen Leibe.

Endlich gaben sie mir Zeichen. „Alles ok, spring und zieh sicherheitshalber beim Aufprall ins Wasser die Knie an.“ Mir blieb keine Wahl. Ich machte die Augen zu, sprang und befolgte dabei den Ratschlag. Die Wassertiefe war für die Sprunghöhe zu gering und betrug vielleicht 1,50 m.

Aber ich hatte wieder mal Glück. Ich prallte zwar heftig mit einer so genannten „Bombe“ erst auf die Wasseroberfläche und kurz darauf auf den sandigen Flussboden. Aber außer ein paar blauen Flecken am Hintern blieb ich ok.

Von Sprüngen vom Schwimmbagger wollte ich aber nichts mehr wissen.

Mein altes Fahrrad wurde immer klappriger und ich sparte schon lange für ein neues Rad.

Überraschend bot sich eine gute Gelegenheit, etwas Geld zu verdienen. Gastwirt Ruthmann von nebenan suchte eines Tages dringend einen Kegelbuben für seine Kegelbahn. Er klingelte sogar persönlich bei uns und bat mich, den Job zu übernehmen. Die Bezahlung sollte 5 Mark pro Abend sein und es wäre üblich, dass die Vereine dem Kegelbuben meist noch Essen und Trinken spendieren würden. Hoherfreut sagte ich zu. Sehr schnell merkte ich jedoch, dass mein Geld nicht leicht zu verdienen war. Spaß hatten nur die Kegler. Ich dagegen musste am Ende der Kegelbahn fast pausenlos die großen, schweren Kegel aufstellen und in einem winzigen, fensterlosen Raum schwitzend vor den tausenden Kugeln Deckung suchen. Und ungefährlich war die Sache auch nicht. Zwar sollten Streifen von alten Autoreifen den Aufprall der Kugeln dämpfen. Aber kräftige Kegler warfen die Kugeln mit derartiger Wucht, dass bei Volltreffern „alle Neune“ mir die 9 Kegel sogar in meiner Deckung nur so um die Ohren flogen. Oft kam ich zufrieden über den guten Verdienst und das Essen aber auch mit blauen Flecken am ganzen Körper nach Hause.

Endlich war es soweit. Die Eltern legten noch etwas Geld dazu, dann reichte es für ein tolles Sportrad mit schmalen Felgen, Rennlenker, Tachometer und 5-Gang-Kettenschaltung. Stolz drehte ich mit dem blinkenden, grünen Renner meine Runden.

Deutschland wird Fußballweltmeister

Im Juli 1954 kurz vor meinem 13. Geburtstag fieberten wir alle mit unseren Fußballhelden in der Schweiz mit. Seit 1952 gab es schon Fernsehen, aber kaum jemand hatte ein solches Gerät. Im Saalbau Ruthmann wurde ein Fernseher mit noch recht kleinem Bildschirm aufgestellt. Wer weiter hinten saß, hatte keine Chance einen Blick zu erhaschen. Die Technik hatte auch noch ihre Tücken und das Schild „Bildstörung“ war ziemlich oft zu sehen.

Papa und mich drängte es also gar nicht unbedingt vor die neue Flimmerkiste. Und Mutti interessierte sich nicht für Fußball.

Ausgerechnet am Tag des Endspiels in Bern musste Papa für einen erkrankten Kollegen einspringen und Dienst in der Expressgut-Abfertigung unten im Bahnhof tun. Weil er das tolle Ereignis nicht verpassen wollte, nahm er unser Rundfunkgerät Marke „Löwe Opta“ aus der Wohnung mit in den großen Dienstraum, wo seine Kollegen der Fahrdienstleiter und der Fahrkartenschalter-Beamte gleich mithören konnten. Als „Bahnhofsjunge“ erklärte ich mich mit den Eisenbahnern solidarisch und ging mit Papa mit. Da saßen dann die drei Männer und ich und hörten der legendären Reportage von Herbert Zimmermann zu. Nur der Fahrdienstleiter hatte ab und zu etwas zu tun und telefonierte manchmal. Sonst blieben die Bahnkunden aus. Der Bahnhof war wie leergefegt. Jedes Mal wenn die deutsche Nationalmannschaft ein Tor schoss, sprangen wir auf und brüllten laut „Toor“. Als dann tatsächlich Helmut Rahn das 3:2 gegen die Ungarn einschoss, und der Sieg feststand, konnten wir Vier uns nicht mehr halten, tanzten im Dienstraum herum und schriegen :“Wir sind Weltmeister!“.

Die Eisenbahner konnten ihren Posten ja nicht verlassen. Aber ich rannte aus dem Bahnhof auf die Straße. Was danach kam, werde ich nie vergessen. Da fielen sich fremde Menschen um den Hals, schriegen und weinten und andauernd ertönte der Ruf: “Wir sind Weltmeister!“

Später stand im Wiesbadener Kurier, dieser Sieg und das Gefühl „Wir sind wieder wer“ wäre Balsam für die Seelen der Kriegsverlierer gewesen. Was wahrscheinlich auch stimmte.

Mutti Cilly gestorben

Mutti hatte schon jahrelang gekränkelt und die Asthma-Anfälle häuften sich. Wenn sie wieder einmal heftig nach Luft rang, musste ich immer öfter unseren Hausarzt Doktor Schiller holen.

Als es immer schlimmer wurde und auch ihr Herz unter den vielen Anfällen gelitten hatte, wurde Mutti in eine Klinik in Eltville eingeliefert.

Dort ist Mutti Cilly dann 1956 gestorben. Der Trauergottesdienst fand schon nicht mehr im alten Oestricher Betsaal, sondern in der gerade eingeweihten, neuen evangelischen Kirche gleich gegenüber dem Bahnhof statt.

Der Pfarrer leistete sich nach dem Gottesdienst eine ziemliche Entgleisung. Wie üblich stand er am Ausgang und schüttelte den Kirchgängern die Hand. Als der noch ziemlich aufgelöste Papa zu ihm trat, fiel dem Geistlichen, anstatt tröstender Worte nur die Taktlosigkeit ein, ihn wegen des noch ausstehenden Kirchgel-des zu mahnen.

Ich habe die Frechheit genau gehört, weil ich dicht hinter Papa stand.

Danach haben wir beide diese Kirche nicht mehr betreten.

Der Schicksalsschlag traf Vater und mich tief.

Aber die Trauer ließ uns auch näher zusammenrücken. Mit Aufgaben im Haushalt war Vater jedoch völlig überfordert und in finanziellen Dingen ziemlich hilflos. Das hatte er immer seiner Frau überlassen. Ich war gerade mal 15 und hatte erst recht keine Ahnung, wenn wieder einmal Arztrechnungen und Mahnungen ins Haus flatterten. Aber ich unterstützte ihn so gut ich konnte. Sogar seine Eisenbahnerhosen habe ich ihm gebügelt.

Die ganzen Aufregungen und die neue Doppelbelastung wirkten sich natürlich auch auf meine schulischen Leistungen aus. Mein damaliger Klassenlehrer zeigte viel Verständnis für meine Situation und drückte oft beide Augen zu.

Tanzschule und Rock and Roll-Zeit

Im Jahr 1957, also mit 16, meldete ich mich zu einem Tanzkurs für die Standardtänze an. Der fand vor meiner Haustür im Saalbau Ruthmann statt. Damals war die Tanzerei noch fürchterlich förmlich und man musste auch bei den Übungsstunden stets in „korrekter Kleidung“ erscheinen. Das hieß für uns „Herren“ im Anzug mit Krawatte. Überhaupt war das Ziel des Kurses, uns jungen Leuten nicht nur das Tanzen, sondern auch „Manieren“ beizubringen.

Die Tanzlehrerin, eine resolute Person so um die Vierzig, kontrollierte zum Beispiel, ob wir auch ein sauberes Taschentuch in der Jackentasche hätten.

Eine Kontrolle der Fingernägel blieb mir vorerst noch erspart. Dann mussten sich die jungen Herren in einer Reihe vor den jungen Damen aufstellen und korrektes Verbeugen und das Auffordern zum Tanz üben. Heute wirkt das ziemlich steif und zu formell, aber wir fanden es in den Fünfzigern ganz normal.

Nach allerlei Belehrungen ging es dann los mit den ersten Tanzschritten. Langsamer Walzer ging ja noch. Aber bei schnellem Wiener Walzer oder Foxtrott kam ich auch schnell mal aus dem Rhythmus und trat meiner Partnerin auf die zarten Füße. Die Tanzlehrerin beobachtete alles mit Argusaugen und sah natürlich auch mein „Gestopsel“. Mit hochrotem Kopf musste ich dann vorkommen und mit ihr vortanzen. Da brauchte ich wenigstens nicht „führen“, sondern wurde geführt. Bei späteren Übungsstunden kamen noch Tango und Rumba hinzu. Na ja, ich bemühte mich und irgendwie bekam ich die Schritte und Drehungen

einigermaßen hin. Meine feste Tanzpartnerin hieß Karin und ging ebenfalls in Geisenheim zur Schule, aber bei der „Konkurrenz“ ins Ursulinen-Lyzeum. Sie war brünett, und wie ich fand recht hübsch und zeigte Verständnis für meine Ungeschicktheiten. Also, wir verstanden uns ganz gut und ich war fast etwas verliebt in sie.

Der Abschlussball vor großer Kulisse mit Live-Band stand unmittelbar bevor und ich war schon ziemlich aufgereggt. Umso schockierender die Nachricht von Karin, sie hätte einen Unfall mit dem Fahrrad gehabt und den linken Fuß in Gips. Abschlussball ade!

Die Musik und das „Outfit“ in der braven Tanzschule waren eigentlich nicht mehr zeitgemäß. Denn seit Mitte der Fünfziger begeisterten uns ganz andere Klänge. Nämlich der harte und schräge Klang der Rock and Roll-Helden Bill Haley und Elvis Presley.

Die erste „Negermusik“, die mich begeisterte, war der Tiger-Rag von Louis Armstrong. Wenn Freund Walter zuhause diese 78er-Schellackplatte auf den Plattenspieler legte und die Lautstärke anständig aufdrehte, machte das auch noch ohne Stereo-Effekt höllischen Lärm. Die Nachbarin klopfte dann immer empört gegen die Wand. Aber das war noch harmlos gegen die spätere „Heulboje“ Little Richard mit Tutti Frutti oder Jailhouse Rock von Elvis.

Heiße Musik konnte man damals im Radio vor allem im amerikanischen Soldatensender AFN hören. Aber da ich leider in der Schule zu wenig englische Vokabeln gebüffelt hatte, verstand ich die Ansagen und Moderationen der US-Boys kaum. Das rächte sich jetzt. Andererseits nutzte auch großer Fleiß im Englisch-Unterricht wenig, wenn gerade irgendwelche Südstaatler am Mikrofon waren. Zum Glück gab es aber seit kurzer Zeit mit Radio Luxemburg einen deutschsprachigen Sender, der die jungen Leute bestens bediente. Die Luxemburger hatten noch vor den deutschen Rundfunksendern „den richtigen Riecher“, was die Jugend gerne hörte. Auch der später sehr bekannte Frank Elstner startete dort seine Karriere mit Musikansagen und flotten Sprüchen.

Die neuen musikalischen Vorbilder beeinflussten uns natürlich auch stark in Bezug auf Frisur und Kleidung. Ich versuchte damals immer in meine Naturlocken mit „Brisk-Frisiercreme“ Elvis Haartolle nachzuformen.

Als Pennäler ohne Einkommen beneidete ich die anderen Burschen, die eigenes Geld verdienten. Freund Walter zum Beispiel war inzwischen in die Lehre bei der Bundespost gegangen und nannte sich jetzt „Postjungbote“.

Aber auch ich brauchte auf den Elvis-Look nicht zu verzichten.

Denn in der jährlichen Weinlese und als Hilfskraft im nahen Weingut Hupfeld gelang es mir, in den Ferien gerade so viel Geld zu verdienen, dass ich mir ein schwarzes Hemd mit gelbem Kragen, ein paar schwarze Jeans und schwarz-weiße, spitze Schuhe leisten konnte. Dazu noch den passenden „Schnürsenkel-Schlips“, fertig war der „Elvis-Verschnitt.“

Aber das im Tanzkurs einstudierte „gute Benehmen“ blieb im Alltag der „Halb-starken“ meist auf der Strecke. Rauchen in der Öffentlichkeit mit Imponiergehabe und „trinkfest sein“ galt (und gilt heute noch) als männlich.

Auszug aus dem Bahnhof

Die Sorgen über den bevorstehenden Schulabgang und die unsichere Zukunft danach, holten mich auf den Boden der Tatsachen zurück. Ich musste unbedingt das Zeugnis der Mittleren Reife schaffen, sonst wäre die ganze Gymnasialzeit umsonst gewesen. Das kleine Ziel gelang mir und ich schaffte 1958/59 die Versetzung in die 11.Klasse (Obersekunda) und damit wenigstens die Mittlere Reife.

Als ehemaliger Bahnhofsbub und „Experte im Güterdienst“ war der Berufswunsch eigentlich immer klar gewesen. Doch mit dem Älterwerden sah ich auch deutlicher die Schattenseiten im Eisenbahner-Dasein. Zusammen mit Vater überlegte ich Vor- und Nachteile und entschloss mich, trotz mancher Bedenken, bei der Bahn zu bewerben. Mit der Mittleren Reife stand mir die Beamtenlaufbahn im so genannten mittleren Dienst offen. Umso enttäuschter, ja geschockter, war ich, als die Bundesbahn mir eine Absage erteilte. Man schrieb mir, normalerweise würden die Kinder von verdienten Eisenbahnern bevorzugt eingestellt, aber ausgerechnet in diesem Jahr gebe es leider einen Einstellungsstopp wegen der schlechten Gesamtlage der Bahn. Ich solle mich im nächsten Jahr wieder bewerben. Das kam natürlich nicht in Frage. Ein ganzes Jahr Leerlauf wollte ich mir nicht zumuten.

Nun war guter Rat teuer. Der Zweimänner-Haushalt zusammen mit Vater Ernst gefiel mir auch immer weniger und ich wollte auf eigenen Füßen stehen. Aus dem Grund bewarb ich mich dann bei der noch ziemlich jungen Bundeswehr als Zeitsoldat. Dann war es soweit. Mein Auszug aus der elterlichen Wohnung im Bahnhof Oestrich-Winkel rückte heran. Von Maria und Walter hatte ich mich schon vorher verabschiedet und zugesichert, sofort zu schreiben.

Da stand ich also mit meinem kleinen Pappkoffer in der Hand und wollte hinaus in die Welt.

Vater umarmte mich mit Tränen in den Augen, und ich hatte ein schlechtes Gewissen, ihn jetzt ganz allein zu lassen.

Aber als ich dann in den Zug stieg, überwog doch die Vorfreude auf das neue und wahrscheinlich aufregende Leben in der Fremde.